

„Der Esel.“

In einem Artikel unter dem obigen Titel schreibt der „New Statesman“ vom 1. Januar u. a.:

„Im gegenwärtigen Augenblick gibt es sicherlich keine größere Gefahr für die Welt als den Esel. Es war die Fellei der Stuarts, durch die sie des englischen Thrones verlustig gingen. Es war die hartnäckigste Fellei Georgs III., die für England die amerikanischen Kolonien verloren gehen ließ. Die Geschichte ist ein Epos der Vernichtung von Eseln oder der Vernichtung, die die Esel über unschuldige Völker gebracht haben. Der Esel hat diese hervorragende Rolle in der Geschichte gespielt, weil seine Hartnäckigkeit ausdauernder ist als Charakter und beharrlicher als Klugheit. Der kluge Mann wird seiner Klugheit müde werden, bevor der Esel müde wird, ein Esel zu sein. Das ist die Stärke des Esels. Sein Geschrei erschallt durch die Jahrhunderte wie die Stimme eines Eroberers. Er ist nicht nur in den Tempeln eingedrungen, sondern auch in die Politik, in die Literatur und in die Künste.“

Der Esel ist ebenso unbelehrbar, wie er ernsthaft dreinblickt. Er blickt immer ernsthaft drein, selbst wenn man ihn im Bedacht hat, er sei ein wenig freudlos. In den Verhandlungen eines englischen Magistrats zum Beispiel trat kürzlich diese eselhafte Ernsthaftigkeit auf, als man die Ausmerzungen des Namens eines deutschen Fabrikanten von dem Zifferblatt der Gemeindevorstellung beschloß. Offenbar hatten die erwachsenen Männer, die einen solchen Beschluß fassen, ganz und gar nicht begriffen, daß wir uns inmitten der ernsthaftesten Krise befinden, die seit mehr als einem Jahrhundert über die Welt gekommen ist. Niemand, der besitzt, was man „Friedensstand“ nennt, wäre auch nur im Traum auf den Gedanken verfallen, daß der Gedanke der Freiheit Europas dadurch zu helfen sei, daß man ein paar Buchstaben auf einer Uhr austauscht.

Ein paar Tage später lasen wir einen Brief von einem Herrn, der seine Landsleute aufforderte, das Beispiel dieses Magistrats für die Namen der Straßen und Plätze in London nachzuahmen. Er betonte, daß es ein nationaler Schandfleck sei, daß London einen autonomen benannten „Canoner Square“ besitze. Glücklicherweise haben Abteilungen dieser Art von der ernsthaften Sache des Krieges wenig Wirkung. Aber sie sind zahlreich genug, um die Annahme zu rechtfertigen, daß der Esel ein Tier ist, das in England noch lange nicht ausgerottet ist.

Es kommen aber noch viel ernsthaftere Fälle vor. In den beiden Häusern des Parlaments sitzt eine Anzahl von Herren, deren Geist sich beständig mit derselben Art ernsthafter Fribolitäten und hartnäckigen Richtigkeiten beschäftigt. Das beste Material für die Naturgeschichte des Esels ist in der Tat nicht im Waffon zu finden, sondern im Hansard (Sammlung englischer Parlamentsberichte). Ein Kenner von Eseln hat geschrieben, es würde interessant sein, festzustellen, welches die verschiedenen Bedingungen sind, unter denen eine Art des wilden Esels zu einem schönen Tier, eine andere Art zu einem neugierigen Tier wird. Was das Wesen der neugierigen Art des Esels betrifft — enthalten nicht jeden Tag die Parlamentsberichte peinliche Belege dafür?

Da ist zunächst die Art, die fragt, ob das Ministerium des Innern weiß, daß ein kleines Mädchen, dessen Großmutter, obwohl in Italien geboren, eine deutsche Stiefmutter hat, an einer Nahrungsmittel- in der Umgegend einer Munitionsfabrik in Vubletown beschäftigt wird, und ob das Ministerium dafür sorgen will, daß sie ohne weitere Verzögerung interniert wird? Dann gibt es einen, der fragt, ob es zutrifft, daß Lord Haldane gesehen wurde, wie er während eines Besuchs in der Schweiz kürzlich Würste aß — ob dies nicht ein Beweis deutschfreundlicher Sympathien sei, ob die Regierung ihn bevollmächtigt, die Würste zu essen, und ob die Würste auf Kosten der Nation oder aus Lord Haldanes eigener Tasche bezahlet würden? Eine dritte Art ist neugierig hinsichtlich der Neutralen. Diese Art Esel weiß nicht genau, was ein Neutraler ist. Sie hält „neutral“ für ein Wort, das jemand bedeutet, der Deutschland feindlich sein möchte, es aber nicht ist, und denkt, daß das Wort einen Untertanen des Verbandes bedeuten sollte. Diese Art „neugieriger Esel“ würde aller Wahrscheinlichkeit nach Amerika beschuldigen, seine Neutralität gebrochen zu haben, wenn es imstande und Willens wäre, Deutschland Munition zu liefern, wie es an England getan hat. Er sieht aufgeregte „A-A“-Rufe über die kleinen Nationen aus, wenn Belgien erwähnt wird; aber wenn er gegen Holland oder Griechenland aufgebracht wird, so erklärt er seine Bereitwilligkeit, gegen sie als „unbedeutende kleine Staaten“ Krieg zu führen. Er kann es nicht in seinen Kopf bekommen, daß es, obwohl die Durchfuhr von Damm-

waregütern nach Deutschland eine bedenkliche Sache sein mag, noch bedenklicher sein würde, den Armeen der Mittelmächte einen neuen Verbündeten zu verschaffen. Er ist bereit, alle Nationen der Erde herauszufordern. Er betrachtet das Auswärtige Amt offenbar als eine Einrichtung, die den Zweck hat, Fleisch und Munition nach Deutschland hineinzuschmuggeln. Er will keinem Auswärtigen Amt trauen, das nicht die Neutralen unter Schloß und Riegel setzt. Man weiß kaum, ob seine Dummheit oder seine Schädlichkeit größer ist. Mrs. Wharton bemerkt in ihrem Buche „Fighting France“ (das kämpfende Frankreich), daß ihrer Meinung nach der feine und entschlossene Geist, in dem die Franzosen den Krieg führen, vor allem ihrer nationalen Intelligenz zu verdanken sei. Auch in England gibt es Ueberfluß an Intelligenz — aber hier besteht dauernd die Gefahr, daß sie ohne Nutzen bleibt infolge der hartnäckigen und starrsinnigen Vierfüßler, die sich ihr in den Weg stellen. An der Seite von Eseln kämpfen die Götter selbst vergebens, und obwohl es Gänse waren, die das römische Kapitol retteten, kann man ganz sicher sein, daß es nicht die Esel sind, die die bedrohte Freiheit Europas retten werden!

Wir glauben, daß noch nicht gar zu langer Zeit der Esel aus dem Parlament und den Zeitungsredaktionen entfernt werden wird, wie er aus der Kirche im Mittelalter entfernt wurde. Die Niederlage der Deutschen ist sicher, wenn der Esel aus dem Weg gehen und aufhören wird, seine Unklugheit auszusprechen. Sollte er dagegen in irgendeiner bedeutendem Umfang mit der Wiederbelebung der Eselverehrung in England und den verbündeten Ländern Erfolg haben, so würde er den Sieg über einen gebildeten Feind schließlich unmöglich machen.“

Kleines Feuilleton.

Sonntagskonzerte.

Das 6. Sonntagskonzert des Verbandes der Freien Volkshäuser im Theater am Wilhelmsplatz war ein schönes Unternehmen; denn auf dem Programm standen außer Richard Strauß' bereits aus früheren Volksonzerten bekanntem „Zill Eulenspiegel“ zwei Sinfonien ultramoderner Art, die gegenwärtig noch nicht allgemein verstanden werden.

Das gilt besonders für eine Sinfonie des Finnen Jean Sibelius. In ihr spricht sich eine merkwürdige, um nicht zu sagen zukünftige Formensprache aus, die sich im erweiterten Raum der Ganztonleiter bewegt. Merkwürdiger jedoch berührt der Inhalt. Gebrochener, überzarter Sensitivismus in nationalen Naturlauten und Melodiefragmenten. Man dürfte fragen: ob hier überhaupt von „Musik“ im traditionellen Sinne oder gar von positiver Gestaltungsstärke gesprochen werden kann, und es sollte mich das verwundern, wenn sich nicht gegen Sibelius' Vedmesser Stimmen erheben. Er ist aber ein sturmgeriffener, echter Musiker von eigener nordischer Struktur. Auch gerade als Formalist. Es sei nur daran erinnert, wie ungewöhnlich schneidend, hobrender Schmerz im Solopart der Geigen des ersten Satzes zum Ausdruck gebracht wurde. Wunderliches findet sich dann namentlich im Schlußsatz. Neue Wege werden hier beschritten. Ob sie zu großen Zielen führen, muß die Zukunft zeigen.

Ferruccio Busoni, der als Zweiter zu Wort kam, ist uns kein Fremder mehr, trotzdem oder gerade weil er als einer der tonigsten „Naturisten“ gilt. Seine „Indianische Phantasie“ entrückt den Geist der Hörer in die weite Prärie, deren seltsame Poesie einst schon der deutsche Dichter Charles Sealsfeld (Poste) in seinen amerikanischen Romanen blendend geschildert hat. Das Werk ist für Klavier und Orchester. Wunderbar hört sich der jenem Instrument zugeordnete mit dem Orchester läugn rivalisierende Teil an. Nur ein Hergenmeister klavieristischer Technik, aber zugleich ein wirklicher Poet vermag solviel eigenwillige Schönheit auszubringen. Egon Petri ist beides. Oscar Fried führte das Philharmonische Orchester beide Male und am hinreißendsten in „Eulenspiegel“ zum Siege.

Eine andere Neuheit für Berlin, gewissermaßen auch für Deutschland — wie das Sibelius'sche Konzert — gab es am selbigen Sonntag im Abendkonzert des Bläser-Orchesters. Es handelte sich um eine Jugendsonnie von Otto Nicolai, dem Schöpfer der komischen Oper „Die lustigen Weiber“. Georg Richard Kruse, der verdienstreiche Biograph Lortzings, Nicolais u. a., hat das nur in den Orchesterstimmen erhalten gebliebene Werk entdeckt und rekonstruiert. Nicolai war 25 Jahre alt, als er es schrieb. Unklar verliert man daraus den unmittelbaren Hauch eines Beethovens, zumal in

den ersten zwei Sätzen, wo auch ein Hauptmotiv, das im Finale wiederkehrt, deutlich an jenen Musikfieber erinnert. Stärker steht Nicolai freilich noch im Sinne der Beethovenischen Instrumentation. Dessen ungeachtet wandelt er schon sehr sicher auf eigenen Bahnen. Der spätere Opernschöpfer gibt sich bereits im Scherzo und Finale zu erkennen. Kruse, der es auch dirigiert, geföhrt das U.-dienst, die Musikliteratur um ein nicht lediglich biographisch interessantes Konzentrad bereichert zu haben.

Im voran brachte Paul Scheinpflug Webers Overture „Turhanib“, Bizets „Lasso“ und Wildenbruchs „Hegenlied“ mit der Musik von Max Schillings zur glanzvollen Aufführung. Ludwig Müller feierte hier als Rezitator wahre Triumphe. ok

Fußpflege in den Schulen.

Die Oberschulbehörden für die Volksschulen in Württemberg haben folgenden Erlaß über die Pflege der Füße herausgegeben: Um die im Wachstum befindliche Jugend zu einer vernunftgemäßen Fußpflege und zu einer richtigen Gangart anzuleiten, auf eine gute Entwicklung und Kräftigung der Füße hinzuwirken und damit die weitere Verbreitung der Plattfüße zu verhüten, sind die Schüler bei geeigneten Anlässen im Unterricht, besonders im Turnunterricht, auf nachstehende Grundsätze hinzuweisen: 1. Die Füße dürfen in der freien Bewegung nicht gehindert sein; es muß somit jeder Druck von Strumpf oder Stiefel beseitigt werden; 2. Die Schuhe, die getragen werden, sollen kräftig und mit breiten mittelhohen Absätzen versehen sein; 3. Die Füße sind durch häufige Wäber zu kräftigen; beim Gehen ist der Vorderfuß nachdrücklich zu gebrauchen; das vorwiegende Gehen auf dem Hinterfuß schwächt den Fuß und erzeugt Plattfüßigkeit. Außerdem sollen die Schüler im Turnunterricht mit einer Reihe von Übungen Fußrollen, Heben und Senken der inneren Fußhänder, Heben und Senken der Fersen, Gehen mit erhobenen Fersen, Anknicken und Knietreten, Laufen und Springen, Treppen- und Bergsteigen unter überwiegender Benutzung der Vorderfüße vertraut gemacht werden und angehalten werden, diese öfters am Tage (beim An- und Auskleiden, in Arbeitspausen usw.) vorzunehmen.

Die Blutwärme der Fische.

Man sagt zwar, daß die Fische kaltes Blut haben; aber das ist nicht ganz richtig. Das Fischblut weist nämlich denselben Wärmegrad auf, wie das Wasser, in dem der Fisch lebt. In den Tropen gibt es Fische, die in 30 Grad Celsius warmes Wasser leben, ohne Schaden zu nehmen; sie können sogar, soweit es sich um Fische kalter Breiten handelt, einfrieren und jeif wie ein gedrehter Stodfisch werden, ohne einzugehen. In Gewässern, die zeitweilig vollständig zufrieren, verfallen die Fische in eine Art Winterschlaf, währenddessen sie keine Nahrung zu sich nehmen. So bohrt sich auch unser Karpfen beispielsweise im Winter in den Schlamm ein. Sein Atem wird während dieser Zeit so schwach, daß er kaum noch wahrzunehmen ist. Die Kenntnis dieses Verhaltens der Fische bei großer Kälte des Wassers hat auch eine große praktische Bedeutung, da sich dadurch die Möglichkeit eröffnet, lebende Fische, in Eis eingefroren, transportieren zu können. Am Bestimmungsort darf das Eis aber nur ganz allmählich zum Auftauen gebracht werden, worauf der Fisch seine natürliche Munterkeit wiedererlangt. Er geht jedoch ein, wenn das Eis durch große Wärme plötzlich zum Abschmelzen gebracht wird.

Notizen.

— Mehr als eine Viertel Million guter Bücher sind an Lazarette, Kruppenteile in und hinter der Front und an deutsche Kriegsgefangene bis zum 31. Dezember 1915 von der Deutschen Diäter-Gedächtnis-Stiftung verteilt worden. Alle Bücher waren sorgfältig ausgewählt. Weitere Bewerbungen um die Lazarettbücherei, die Schützengrabensbücherei oder die Kriegsgefangenenbücherei nimmt die Mannschafsbücherei-Abteilung der Deutschen Diäter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großdorsfel entgegen.

— „Vertraulich.“ Ein häßliches Jenseitsstückchen, so schreibt „Croz“ vom 12. 1., findet sich im „Paris-Blidi“. Das Blatt veröffentlicht folgenden Artikel: „Wir erhalten die folgende vertrauliche Mitteilung: Ich erfahre aus absolut sicherer Quelle, daß die Regierung, die Regierung sondiert hat, um zu erfahren, ob sie einem Chirurgen erlauben würde, nach zu reifen, um den zu behandeln, und ihm einen künstlichen anzulegen. An ausländiger Stelle hat man sich bereit erklärt und will dem Professor S selbst die Entscheidung überlassen. — Wir geben diese Nachricht unter allem Vorbehalt weiter.“

Der Gang der Sakije.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten.

Von Willi Seidel.

Es wurde ganz still in der Hütte. Umm-Dabbus ließ das Fleisch weiterbrodeln und setzte sich mit gekreuzten Beinen lautlos hin, ganz verblüfft und entzückt. Denn nachdem Jabal mit der Junge tremoliert, als siehe er pubärderst mit bebender Hand den Bogen über das Saitenpaar einer Hochzeitsvioline, sang er mit volltönender Stimme wie ein bezahlter Vortragsmeister eine Kaside, so traumschön, so reich an Bildern und galanten Wendungen, daß Daud den Mund noch weiter öffnete und ganz schwachatmendes Behör wurde, und daß die älteren Männer vor Vergnügen mit den Stöcken auf den Boden schlugen, sobald der Refrain wiederkehrte, den Jabal in zitternder Höhenlage und mit geschlossenen Augen zum Dach emporschliefte.

„Ge, du mit dem Schmutz in den Ohren, Du handelst mit Rosen nach Pfunden! Wie herrlich hocht du im Riß! Ich bin Jabal-ibn-Dalla, Ein Dichter bin ich und Dorf-Schefe.“

„Ge du mit dem Schmutz in den Ohren, Du handelst mit Rosen nach Pfunden! Richtore wollen wir schmaufen; In Leinöl gebrotnes Eier; Ich gebe dir Wädel von Lattich; Und Buttermilch, leder in Napsen.“

„Ge du mit dem Schmutz in den Ohren, Du handelst mit Rosen nach Pfunden! Ich bringe dir Zul, frisch gebrochen, Und Suppe, und Bohnen mit Bisar; Wir legen uns neben die Krippe, Du dreht dich und tanzest im Staube.“

„Und nun als Siegel der Rede: — Ge du mit dem Schmutz in den Ohren! Schick ein Gebet zum Propheten, Dem Mittler unfree und aller! Du handelst mit Rosen nach Pfunden; Ich stöte zum Dan! meine Berie!“

Als Jabal abbrach, war es noch eine Weile still; dann wiegten alle Zuhörer die Köpfe und sprachen inbrünstig:

„Allah! Allah!“ — — — Umm-Dabbus vollends war so befriedigt, daß ihr die Handmühle, die sie auf dem Kopfe trug, herunterfiel; dann sprach sie: „Ich tat dir unrecht, Jabal, damit, daß ich dich einen Stämper nannte.“

„Sing sie noch einmal, die Kaside, o Jabal!“ meinten die beiden Freunde und strahlten mit den Fingern ihre schwarzen Bärte. „Sie ist herrlich, deine Kaside!“

„Was hat Gott nicht gegeben!“ erwiderte Jabal recht geschmeichelt. „Wohlan denn!“ und er sang sein Lied noch einmal, und diesmal mit obzönen Floskeln, die so drastisch waren, daß alle vor Vergnügen schrien. Mit der Zeit hatte sich der Hütteneingang verdunkelt. Die Leute aus dem Dorfe waren erschienen, eben die Gesellschaft unter dem Zitrusbaum; die Kaside war gedämpft zu ihnen herübergekungen und hatte ihre Reugierde erregt. Nun kamen sie mit ihren Pfeifen, mit Saad und Paad, mit ihren zerlumpten Kindern und dreißigtigen Weibern heran und warfen entzückte Blicke durch die Tür.

„Friede über euch!“ schrie, sehr aufgeräumt, Jabal.

„Kommt herein, wir haben eine große Schmauferei!“

„Hast du Geld, Jabal?“ flüsterte Umm-Dabbus.

„Das Gewürz ist deine Sache.“

„Beim Leben deiner Gestalt! Ich bin mittellos.“

„Ich will dir helfen.“ sprach Umm-Dabbus, „weil du die Kaside sangst. Im Hühnerstall findest du Geld. Nimm einige Doppelpfaster und hole Myrte, Kirschsteine und Rinze. Und, um ein übriges zu tun, hole auch Safran, damit du die Kleider deiner Kinder färben kannst; dann sind sie wie Prinzen unter den Kindern des Dorfes. Und wenn du Dabbus bei der Sakije triffst, so hole auch ihn, damit er seinen Anteil habe!“ — — — Dauds, des Knaben, Augen brannten in ihren Höhlen: Geld! Er sah die Silberlinge durch die Wände leuchten; er sah ihren milden Glanz im Hühnerstall, einen stummen Segen, einen verstedten Wert: einen Reichtum! Er holte sein schmutziges Hemd aus der Ecke und stellte sich vor, wie es ihm stehen würde, wenn man es mit Safran färbe. . . . Herrlich würde es ihm stehen, er würde nie mehr auf der Sakije reiten, sondern damit umherstolzieren, mitten in der Sonne. Und er würde Reid erregen! Die frühe Erwartung rann ihm durch die Glieder; doch dann dachte er, daß Dabbus, der kleine Affe, ähnlich gelb herumlaufen würde, ähnlich geschmückt; und eine böse Drauenfalte verfinsterte seinen Blick.

Jabal war verächtunden. Und es war inzwischen keineswegs Abend geworden, sondern es blieb hell wie immer: ein ewiger Traumatag funkelte draußen. Und nun erhob sich ein wüßtes Geplär: viele Hände fuhren gierig in die Fleischbrühe, in die Eingeweide, die dampfenden Saubohnen und den Haferszucker hinein; und Umm-Dabbus sah mitten darunter, schmaugend und jeift, mit glatter Haut und drallen Knien, und hieb die allzu unverfchämten Schmaufer mit einem handfesten Knüppel über den Kopf. Und Daud selbst schmaufte und balgte sich um das Beste. Er war selig, selig und ganz ohne Wunsch . . .

Als Daud erwachte, war eine unstillbare Sehnsucht nach den Doppelpfastern und nach dem gelben Hemd in ihm zurückgeblieben. Wohl möglich, daß diese Dinge schon lange verstoßen in seiner Brust ihr Wesen getrieben hatten; jetzt standen sie als lockendes, unerreichbares Ziel vor ihm; und während er die Augen aufst, seufzte er schwach auf und wälzte sich von dem Balken herab. Eine Weile noch stand er verkniffenen Blickes da, um sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden, und dann prügelte er den Büffel, der wiederläuend vor ihm lag. Der Büffel hob sich ruckweise und mühsam in die Höhe und begann unter hilflosem Grängen seinen Frongang wieder abzuschreiten. Die Sakije nahm einen Anlauf; dann fand sie ihre Melodie und sang ihr fatalistisch leierndes Lied, gleichmütig, so, als ob sie nie geschwiegen habe.

Der Abend war da. Die Farbe der Hügel spielte in ein dämmerndes Rosibraun herüber. Der Himmel dunkelte in finsternen Beilichentönen; hellgelbe Flammen loderten noch an den Rändern der Welt; dann wuchs mit ungeheurem Leuchten ein tieforangefarbener Rauch im Westen heran und schludte, von innen heraus rot erglühend, den violetten Schimmer. Tiefes Urblau machte sich breit, Sterne drangen heran, zu Dugenden zunächst, dann heerweise, bis die ganze kristalline Glode mild erschimerte. Dies alles dauerte kaum die Zeit, da man eine mittlere Sure spricht; dann wurde das Rital schwarz; und Daud, der, die Hände unter dem Kopf verschränkt, betrachtend dagelegen war, sah die Silhouetten seiner Eltern näherkommen. Sie hatten die Feldarbeit beendet und stiegen mit der Hade ein jammerndes Tier vor sich her, ein Geschöpf, das, sobald es sich befreit aufrehte, menschliche Nähe zeigte; Dabbus, die „Stecknadel“, den Sklaven aller Welt.

(Fortf. folgt.)

